

Sinnbilder eines Weltreiches : Unbekanntes von den englischen Kronjuwelen [Fortsetzung]

Autor(en): **Bell, Axel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 20

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sinnbilder eines Weltreiches

Unbekanntes von den englischen Kronjuwelen

ERZÄHLT VON AXEL BELL

I. Fortsetzung

Endlich ist ein schmaler Spalt, eine kleine Bresche in den Kerker der Krone geschlagen. Johann zwängt seinen Arm hindurch. Seine Fingerspitzen fühlen das kalte Metall, seine Finger krampfen sich um den Reif, und er zieht mit aller Kraft, aber nur noch fester preßt sich das Holz um den schmerzenden Arm.

Gefangen! Vergeblich alles Schreien, alles Rütteln. Die feindliche Vorhut ist ganz nah heran, die letzten königlichen Söldner geben nun allen Widerstand auf. Sie erkennen im Vorbeigehen nicht den Menschen, der verzweifelt vom Troßwagen winkt.

Verloren...! Die kraftlosen Finger haben den unsichtbaren Kronreif fallen lassen. Die Augen starren schreck erfüllt einem neuen Gegner entgegen: der Springflut!

Eine riesige weiße Hand, schäumend, sprühend, wachsend und sekundlich sich verändernd, ist hinter der Deichmauer aufgetaucht. Und nun... nun greift sie zu.

Ein umgestürzter Wagen schwimmt im Strudel des Wassers, das wieder in sein unendliches Bett, das Meer, zurückfließt. Einige hundert Schritte davon taucht tiefend, sich schüttelnd, die Hände vors Gesicht geschlagen, eine Gestalt auf, ein armseliger tropfender, um sein Leben laufender Mensch: König Johann!

Schwer sind seine nassen Kleider, taub und besinnungslos der Kopf, der nur dunkel weiß, daß er gegen die elastische Wand des Sturmes vorstoßen muß. Weiter und immer weiter. Und wenn auch die Beine zittern, und wenn alles, alles verloren ist.

Im Oktober des Jahres 1216, einige Wochen nach jener furchtbaren Nacht an der Washbucht, starb König «Johann ohne Land». Auf seinem Totenbett noch flüsterte er irr:

«Die Krone... die Krone!»

Da reichte Jilo, der bucklige Sekretär und Hüter seiner Geheimnisse dem Sterbenden einen Eisenring mit langen schweren Schlüsseln, die zu den Kerkertüren des Tower paßten, hinter denen Johanns Feinde schmachteten. Im letzten Krampf spannten sich die Finger Johanns um die vermeintliche Krone. Jilos scharfes Kichern mischte sich in die letzten pfeifenden Atemzüge des Königs.

Der Troßwagen? Er fiel zwar in die Hand der Sieger. Als Prinz Louis ihn aber öffnen ließ — da starrte ihn nur rotfeuchter Sammet an. Doch nicht die feuchten Taten der Nordsee hatten den Kronschatz geraubt, sondern die flinken Finger eines gewissen Mister Stretton, mit dem wir uns noch zu beschäftigen haben werden.

Mister Stretton, der Hochstapler

Die Damen jeden Zeitalters haben bekanntlich ihren «idealen Typ». Ein paar Jahrzehnte wird der galante Herzensdieb umschwärmt, dann löst ihn der mondscheinbleiche, seelenvolle Künstlerjüngling ab, der schließlich vom wettergebräunten, muskelbepackten «Höhlenmenschen» beiseite geschoben wird.

Die jungen Ladies, zu deren Tagen Adam Stretton, der Sohn eines Waffenschmiedes aus Bristol, aufwuchs, waren allerdings besonders anpruchsvoll. Sie verlangten einen Mann, der plaudern, dichten und rauhen konnte, einen weitgerüsteten Kriegshelden, hinter dessen gepanz-

ter Brust Liebeslied, Bon-mot und Befehl dicht beieinander wohnten, kurz: den Minnesänger.

Wenn der junge Adam Stretton seinen Vater auf die Schlösser der englischen Grafen begleitete, dann begegnete er solchen Männern. Sie trugen mit viel Eleganz ihre Narben und erzählten nicht ungerne von ihren Kriegsabenteuern im Gefolge des Königs Richard Löwenherz. Mit Schwert und Leier schlugen diese Gentlemen gleich tiefe Wunden; sie verstanden sich auf schlüpfrige Gespräche ebenso wie auf kräftige tödliche Hiebe.

Adam Stretton zog es mit aller Macht zu jenen vornehmen Herren oder genauer gesagt zu ihren Damen. Der etwas schlacksige, aber recht hübsche Junge wollte sich keineswegs mit einer gesunden rotbackigen Kutschers-tochter zufriedengeben, sondern träumte Tag und Nacht von den langfingerigen, schmalgliedrigen Fräulein, die er auf den Turniertribünen gesehen hatte. Wie konnte er zu ihnen gelangen?

Der ehrgeizige Stretton verließ eines Nachts die Werkstatt seines Vaters und floh nach London. Vorher hatte er sich aus der «Garderobe» reparaturbedürftige Ritterkleidung, die der bewährten Flickarbeit von Stretton senior anvertraut war, einige passende Rüstungen neuesten Schnittes ausgesucht und jenem Kutscher, dessen Tochter er nicht nehmen wollte, sozusagen zum Ersatz heimlich eine Mähre genommen. So aufs beste ausgerüstet, um den Anschein eines vornehmen fahrenden Ritters zu erwecken, zog er durch die Lande, von Heldentaten singend, die alles Gehörte übertrafen.

Das Gerücht seiner kühn erlogenen Abenteuer zog Stretton voran und verschaffte dem Schmiedesohn weithin einen Ruf, der bis an den Hof drang. König Johann lud den «hochedlen Ritter» ein, und da der Jüngling sechs Löwen getötet haben wollte, wenn ein anderer Troubadour einen erlegt zu haben behauptete — mehr als die Behauptung war auch an dessen Geschichte nicht daran — so machte er sich zwar einige Neider, aber noch mehr Bewunderer. Es schien auch durchaus verständlich, daß der Herrscher jenen wackeren Helden an seine Tafel bat und ihn so lieb gewann, daß er ihn nicht mehr missen wollte. Der Schmiedesohn, der sich einen kühnen Grafentitel zugelegt hatte, wurde also Höfling. Eine ehrenwerte Stellung, aber — keine einträgliche.

Andere Hofherren lebten am Hofe vom Ertrag ihrer Grafschaften. Da Strettons Ländereien jedoch höchstens auf dem Mond lagen — also etwas weit weg — mußte er versuchen, andere Kühe zu melken als die eigenen. Dazu fand er am Hof genug Gelegenheit. Hochstapler Stretton machte seine Sache so geschickt, er stahl und pumpte mit so viel Grazie, daß es ihm jahrelang möglich war, unbehelligt in seiner großen Stellung zu bleiben. Dann allerdings ließ er sich einmal beim Entwenden eines Perlenkolliers erwischen, und da dieses Schmuckstück zufälligerweise auch noch am Halse einer dem König engbefreundeten Hofdame gehangen hatte, stieß Johann den Ritter Stretton aus dem erlauchten Kreis seiner Günstlinge.

Stretton sollte nun eine nicht unbedeutende Rolle im Kampfe gegen den Herrscher spielen. Der Schwergelährte wurde zum Commis voyageur der grollenden Adelsrevolution. Er stellte die Verbindung zwischen den gegen die Willkürherrschaft des Königs verschworenen Baronen her, und so war er auch in den entscheidenden Schlachten der Jahre 1215 und 16 an der Spitze des königsfeindlichen Heeres zu finden. Seinen Leuten fiel an

der Washbucht Johanns Troßwagen zuerst in die Hände. Sie schleppten die Beute ab. Adam zeigte als tüchtiger Lehrling seines Vaters, daß er immer noch verstand, ein kunstvolles Schloß ohne Schlüssel zu öffnen. Er klappte also den schweren Deckel zurück und sah nun plötzlich vor seinen Augen die Kronjuwelen der englischen Herrscher liegen.

Was ging in jenen Augenblicken im Innern des Glücksritters vor? Was veranlaßt ihn, nach der alterwürdigen Edwardskrone zu greifen? Warum ließ er die Insignien in seine Mantelsäcke verstauen? Vielleicht schwebte dem verwegenen Abenteuerer die Erinnerung an jene Nacht vor, als er aus der Werkstatt seines Vaters die Rüstungen der Ritter gestohlen hatte. Hoffte Stretton sein tolles Spiel zu noch höherem Einsatz emporzutreiben? Wollte der Schmiedesohn und Hochstapler nun gar — — englischer König werden???

Etwas Ähnliches muß Stretton vorgeschwebt haben. Als man nach Jahrzehnten vergeblicher Suche die Krone schließlich in dem Londoner Wohnhaus Strettons entdeckte, der in vollem Krönungsornat dem «Dinner» präsierte, da befand sie sich gerade auf dem Haupte des Diebes. Zu Hause probte der Höfling vor seiner Gattin und seinen Kindern zweifellos für die gewagteste aller seiner Verwandlungen: die Rolle des Königs.

Der ehrgeizige Schmiedesohn, den das Bild des Minnesängers in eine eitle Hofwelt der Aufschneidererei verführt hatte, wurde nun endlich entlarvt. Man fand in seinem Hause Teile des Königsschatzes im Werte von 60 000 Pfund, die er hatte verhöckern wollen. Aber ein Hehler hatte ihn angezeigt.

Der «Fall Stretton» war für lange Jahre das Hauptthema der gewiß nicht spärlichen Londoner Skandalchronik. Die alten Kreuzfahrer hatten von da an wieder das Monopol für die Schilderung aufregender Löwenjagden, aber die wahre Geschichte vom Bären, den man ihnen aufgebunden hatte, die erzählten sie nicht gern.

Stretton kam übrigens nach zehnjähriger Haft frei und soll dann in seine Vaterstadt Bristol zurückgekehrt sein. Es heißt, daß er mit der Erbschaft seines Vaters eine Taberne erstand. Vermutlich hat er sie «Zur Krone» benannt.

Der Rubin des schwarzen Prinzen

2818 Diamanten verschiedenster Farben

297 haselnußgroße Perlen

56 Diamanten

zieren die «Queens Crown of State», die Krone der Königin von England.

Als Bernhard Shaw dieses im Tower ausgestellte Prunkstück des englischen Kronschatzes einer ebenso jungen wie putzsüchtigen Amerikanerin zeigte, da bemerkte er dazu:

«You know, Miß... das ist der teuerste Damenhut der Welt!» Worauf das Girl schlagfertig geäußert haben soll: «Aber verdammt altmodisch!»

Zwei große Steine schmücken die Stirnseite dieser Krone. Ein dreihundertneunkarätiger Diamant aus dem berühmten «Cullinan» geschnitten und ein beinahe schwarzer Halbedelstein, der Rubin des «Schwarzen Prinzen». Ueberstrahlt vom tausendfältigen Glanz der Diamanten, eingesponnen in das flirrende Strahlennetz

(Fortsetzung Seite 628)

Copyright



In dieser prächtigen Schachtel
das **FEMINA** Sortiment

18 verschiedene Chocolate-Bonbons
eines besser als das andere



Cailler

Hurra! Juhée! heute wollen wir lieb und artig sein, denn es gibt etwas besonders Feines zum Essen. Es ist so leicht, den Kindern richtige „Leibspeisen“ zu bieten bei Verwendung von Paidol. Verlangen Sie unser illustriertes Heftchen mit den 146 erprobten Paidol-Rezepten.



Coupon No. 89

FIRMA DÜTSCHLER & CO., PAIDOLFABRIK, ST. GALLEN

Senden Sie mir bitte Ihr Rezeptbüchlein. Ich möchte mit Paidolgerichten auch einen Versuch machen.

Name

Strasse

Ort



Sie Weltmarke

Jetzt Fr. 9.75 netto

COINTREAU

Liqueur



Togonal

hilft rasch bei

**Rheuma
Gicht
Ischias**

**Hexenschuß
Erkältungs-
Krankheiten**

Nerven- u. Kopfschmerzen

Machen Sie noch heute einen Versuch!

Besorgen Sie sich aus der nächsten Apotheke Togonal

Preis für eine kleine Packung à 14 Tabletten Fr. 1.60

„ „ „ große „ à 42 „ Fr. 4.—

Über 7000 schriftliche Ärzte-Gutachten,

darunter solche von bedeutenden Professoren, dokumentieren die Güte des Togonal. Alle Urteile stimmen darin überein, daß Togonal

ein rasch wirkendes Heilmittel

ist, mit dem selbst beim Versagen anderer, ähnlicher Präparate ein anhaltender Erfolg erzielt wird. Togonal löst die Harnsäure und ist stark bakterientötend. Togonal wirkt selbst in veralteten Fällen! Unschädlich für Magen und Herz. Wenn Tausende von Ärzten Togonal verordnen, können auch Sie es vertrauensvoll kaufen. Je früher Sie mit dem Gebrauch von Togonal beginnen, umso schneller werden Sie Ihr Leiden los und vermeiden eine Verschlimmerung der Erkrankung.

Direkter Versand spesenfrei durch
Depot-Apotheke der Firma
Togonalwerk Zürich 6

Erhältlich in allen Apotheken
des In- und Auslandes!



der Brillanten wirkt der ovale Stein beinahe wie ein taubes Stück Kohle. Hinter den glatten Außenflächen aber glüht ein tiefdunkles, verhaltenes Rot wie schwerer uralter Wein oder wie das Blut der Tausende, die für den Preis dieses Steines auf den Schlachtfeldern Spaniens umkamen. Nein, der Rubin des «Schwarzen Prinzen» ist nicht der wertvollste Edelstein in Englands Kronschatz, aber keiner ist dem Land so teuer zu stehen gekommen. Vielleicht wäre Paris heute eine englische Provinzstadt, und die Grafen Albions nicht Kurgäste, sondern Fürsten von Biarritz. England, von den Pyrenäen reichend bis zu den nördlichen Klippen Schottlands... das ist keine Utopie; es war Wirklichkeit! Daß es nicht so blieb...? Schaut auf den dunklen Rubin...!

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts tritt der Rubin zum erstenmal ins Licht der englischen Geschichte. Er liegt auf einem Kissen von zarter opalener Seide. Ganz behutsam hat eine olivengelbe Hand den Deckel des Schmuckkastens zurückgeklappt, jetzt packt sie febrig zitternd den Arm des anderen Mannes, der sich über den Schatz gebeugt hat.
Nun???

Prinz Eduard antwortet nicht. Die dunkelbraunen Augen sind ein wenig aus seinem Gesicht getreten und schimmern in seltenem Glanz. So bezaubert, so hinge-

geben an Fremdes, Ungreifbares ist nur der Blick der Mondwandler.
Ist der Mond der Reflex einer überirdischen Seele? Leben Geister im durchschimmernden Gefängnis der Edelsteine? Das sind Fragen, wie sie Eduard, der «schwarze Prinz», manchmal den Alchimisten seines Hofes zu Bordeaux vorlegt. Sie haben keine Antwort gewußt. Und der Prinz fragt sich: Würde es jemand verstehen, wenn er ihm erklärte... ja, wie soll man es erklären? — daß, nun, daß er beispielsweise bei der Betrachtung dieses Rubins sich in das Innere des Steines versetzt glaubt, und daß die ganze Welt dann rot, weinrot erglänzt...?
«Nun???» fragt die Stimme des Verführers zum zweitenmal. «Nun? Gefällt Ihnen der Stein, Prinz???»
«Oh ja...», fährt Eduard, Prinz von Wales, Statthalter von Aquitanien, aus seinen Träumen empor... «oh ja!»
Sekundenlange Stille. Die wächsernen Finger des Versuchers trommeln ungeduldig erregt auf der Tischplatte. Dann erklingt ganz fremd Prinz Eduards Stimme, tastet sich in das Licht der Wirklichkeit zurück und sagt plötzlich ganz klar und entschlossen:
«Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, Majestät!»
Die gelbe Hand Peters des Grausamen von Kastilien schlägt erst in die Rechte des Prinzen ein.
«Ich wußte es, daß Sie mich nicht im Stich lassen würden.»

Ja, er hat es gewußt, dieser schlaue Fuchs, daß jener dunkelrote Stein, der durch die Ermordung des Maurenkönigs in seinen Besitz gelangte, ihm die Hilfe der tapfersten Armee, des tapfersten Feldherrn dieses Jahrhunderts sichern müßte.
Prinz Eduard aber, der Sieger von Crécy und von Bouvines, der tollkühne Reiter und Feldherr, zieht nun nach Jahren eines südlich beschwingten heiteren Hoflebens wieder jene dunkle Eisenrüstung an, der er den Beinamen «der schwarze Prinz» verdankt. Vorbei sind die müßigen Tage, da man Perigorder Trüffeln auf-tischen ließ, den Liedern provençalischer Sänger lauschte und in bunter Reihenfolge Freunde, Gesandte oder bildhübsche dunkeläugige Französinen aus Arles empfing.
Vor dem Schlosse von Bordeaux ist der eiserne Wall englischer Soldaten aufmarschiert, die ganz Frankreich erobert haben und nun zur gewaltsamen Wiedereinsetzung eines vertriebenen Königs nach Spanien hineinmarschieren werden. Ein letztes Mal läßt Prinz Eduard sich von den Fürsten seiner französischen Vasallen Treue schwören, dann gibt er den Befehl: Gen Süden!
Rasselnd und klirrend setzt sich die Truppe in Bewegung. Unwirklich fern leuchten hinter Oelbäumen und flachen Dächern schon die Umrisse der Grenzgebirge. Eduard, an der Spitze seines Heeres retend, sieht im flirrenden Licht des kochenden Sommertages nur das tiefe dunkle Rot des Rubinen, den zu besitzen er diesen Feldzug ausgerüstet hat. Sie ziehen über die Bresche von

(Fortsetzung Seite 631)

RASIERPROBLEME AUF DEM WEG NACH INDIEN



Jederzeit sauber und gepflegt

Palmolive-Rasiercreme gibt Ihnen diese Möglichkeit, sogar bei schnell wachsendem Bart. In wenigen Augenblicken wird der stärkste Bart weich, dank der angenehmen Wirkung des in der Palmolive-

Rasiercreme enthaltenen Olivenöls. So können Sie sich sauber rasieren, ohne die Gefahr einer Reizung der Haut. Verwenden Sie Palmolive-Rasiercreme und Sie werden immer tadellos gepflegt aussehen.

... macht das Rasieren zum Vergnügen.

IHR GELD DOPPELT ZURÜCK
Kaufen Sie eine Tube Palmolive-Rasiercreme. Brauchen Sie die Hälfte davon. Sind Sie dann nicht zufrieden, senden Sie uns die halbleerte Tube zurück, und wir vergüten Ihnen den doppelten Kaufpreis, also Fr. 3.-. COLGATE-PALMOLIVE AG. TALSTR. 18. ZÜRICH

Auskünfte FÜR HANDEL UND PRIVAT BICHET & CIE

Formals André Piguet & Cie.
Gegründet 1895 - Vertretungen auf der ganzen Welt

BASEL... Falknerstraße 4
BERN... Bubenberglplatz 8
GENÈVE... Rue Ceard 13
LAUSANNE... Petit Chêne 92
ZÜRICH... Börsenstraße 18

Die neue **HELVETIA** bietet wichtige Vorteile
Prospekt Nr. 6 verlangen
bei der Schweiz-Nähmaschinen-Fabrik HELVETIA, Luzern



Braun ohne Sonne
Durch die neuartige, weiße Sun wonder
Crème wird Ihr Gesicht in 25 Minuten

auf biolog. Wege (Hautatmung) sonnen-gebräunt. Sie erhalten ein verjüngendes sportliches Aussehen. Keine rissige, faltige Haut wie bei Sonne oder künstl. Hohen-sonne! Sommersprossen werden verdu-nelt. Blasse oder gelber Teint verschwindet. Völlig unschädlich! Dose «Sun wonder» Fr. 3.75 (reicht 6 Wochen) durch Gener-vertreib Luise Geißler, Zürich 1 (J.), Postfach 794, gegen Einzahlung Post-scheck VIII 25997 oder gegen Nachnahme.

Althaus

der feine Schmelz des Cacao mit reinem Alpenrahm ist hier köstlich vereint.

Lindt
CHOCOLAT LINDT
das ist die **Chocolade der Kenner**, welche edelherbe Rasse zu schätzen wissen.

Zwicky
Näh- und Stickseide

Das Armbrustzeichen allein bürgt für Schweizerware!

Roncevalles, sie stürmen hinab in die Täler des südlichen Landes, sie setzen über grünschäumende Grenzflüsse und jagen hinunter in den hellroten Staub der dörrenden Ebenen, rennen jeden Widerstand nieder, zerren die schwarzen Mädchen der Einheimischen auf ihre Pferde und stürmen mit ihnen gegen den Feind. Unter ihren Hufen spritzt das lauwarme Wasser des Ebro auf. Es gibt kein Halten, denn vorne reitet der «schwarze Prinz» einer dunkelroten Vision nach und haut in die Feinde ein und siegt und siegt...!

Bei Najera wird die Entscheidungsschlacht geschlagen. Die Feinde des Königs von Kastilien sind zerschmettert. Noch auf dem Schlachtfeld zahlt er den versprochenen Lohn: der Prinz empfängt den roten Rubin.

*

Doch jetzt bricht das heiße hohe Feuer der letzten Wochen in sich zusammen. Der Preis ist errungen. Hat er die Mühen gelohnt? Müde und schlaff, schauernd in Hitze und Kälte hockt der Prinz in den kühlen dunklen Gemächern zu Valladolid. Die englische Armee siecht dahin, schmilzt unter der heißen Sonne dieses ungewohnten Himmels, plündert, hungert, verkommt. Erst nach langer Zeit kehrt die siegreiche Truppe nach Bordeaux zurück. Sieger in Lumpen und Fetzen, Sieger ohne Kraft und Disziplin. Und kaum beginnt sie, sich im gewohnten Klima wieder zu erholen, da schlagen schon die französischen Vasallen los.

Die Unbesiegliehen erleiden ihre erste Niederlage. Der «schwarze Prinz» muß fliehen. Die Krankheit hat ihn stumpf und schlapp gemacht. Stundenlang liegt er im Dunkel des Zeltes, läßt seine Offiziere auf Befehle warten, und durch die heißen Finger gleitet ein ovaler Rubin. Die Welt ist rot, dunkelrot...

So geht Frankreich der englischen Krone verloren, so zerbricht eine Herrschaft, die sicher gegründet schien und trotz aller späteren Eroberungsversuche nicht wieder aufgerichtet werden konnte.

Noch vor dem Tode seines Vaters stirbt der «schwarze Prinz». Er hätte seinem Land eine blühende Provinz, die reichste Europas, vererben können und hinterließ doch nur einen roten Rubin. Nein, noch etwas... einen Adler aus Gold, in dessen Innern sich eine Phiole mit feiner duftender Flüssigkeit befand, dem Oel zur Salbung künftiger Königsgeschlechter...

Von der merkwürdigen Entdeckung dieses Oels, von seiner hohen politischen Bedeutung und seinen abenteuerlichen Irrfahrten wird weiterhin zu berichten sein.



Die Irrfahrten des goldenen Adlers

Der feierlichste Moment jeder englischen Königskrönung ist die Sekunde, da die schwere Krone sich auf die Stirn des Herrschers niedersenkt.

In diesem Augenblick zerbricht die atemlose Stille der Westminsterabbeey. Fanfaren dröhnen, als wollten sie die Mauern der Kathedrale umwerfen, dumpfe Kanonenschüsse lösen sich, erschrocken flattern die Tauben und Turmfalken von Westminster empor in den Himmel von London.

Dies ist der Höhepunkt der Zeremonie; noch wichtiger aber in ihrer rechtlichen Bedeutung ist die vorhergehende feierliche Handlung der Oelung. Denn nicht die Krone macht den König, sondern das heilige Oel, das ihm sein Gottesgnadentum verleihen soll.

Ein Zelt aus Goldbrokat schützt den Monarchen während dieser Zeremonie vor den Blicken der Anwesenden. Vier Ritter des Hosenbandordens halten es. Nur der Erzbischof von Canterbury, das Oberhaupt der englischen Kirche, hat Zutritt hinter jene dünne glitzernde Scheidewand, die den Herrscher nur von seiner Umwelt trennt.

*

Aus den Händen des Bischofs der Westminsterabbeey empfängt der Erzbischof die goldene Ampulle, die in der Form eines Adlers mit ausgebreiteten Schwingen gestaltet ist, und den vergoldeten Oellöffel.

Ungatur manus... tönt die Stimme des unsichtbaren Kirchenfürsten, während er das geweihte Oel auf den Handflächen des Königs verreibt. Dann tupft er den sanftglänzenden Hauch der Flüssigkeit mit einem Wollbausch trocken.

Nun läßt der Monarch den schweren Krönungsmantel fallen und öffnet sein Gewand.

Ungatur pectus... schallt es durch die hohen gotischen Bögen, während der Erzbischof die Brust des neuen Herrschers salbt. Jetzt gießt er das Oel zwischen die Schulterblätter des Königs, danach auf die Innenseite der Ellbogen.

Ungatur caput... Die Stimme des Geistlichen hat sich gehoben, denn nun salbt er den Scheitel des Herrn über 500 Millionen Menschen, und das Goldzelt hebt sich hinweg.

Englands König hat den Segen der Kirche erhalten; er ist gesalbt worden wie die Könige des alten Testaments und keiner wird ihm seinen Rechtstitel streitig machen dürfen.

Das Oel aber, mit dem dies geschah, soll dem Erzbischof Thomas Becket von der heiligen Jungfrau selbst übergeben worden sein.



Ein Maientag an den Ufern des Langensees. Blick von Süden auf Brissago.

Aux environs de Brissago. Un matin de mai sur les rives du lac de Lugano.

Photo Bischof

Das Kirchenoberhaupt Thomas Becket, der dieses Begebenheit selbst in einem feierlichen Brief an das englische Königshaus mitgeteilt hat, war im Jahre 1164 von Heinrich dem Zweiten aus England in die französische Verbannung vertrieben worden. In dem Machtkampf zwischen Staat und Geistlichkeit war also die Kirche unterlegen. Doch Erzbischof Becket gab sich noch nicht geschlagen, und die Erzählung von dem heiligen Oel der Jungfrau Maria wurde seine Hauptwaffe.

«Bei meiner Verbannung im fremden Land», schrieb der Verbannte in sein Vaterland, «war ich von tiefer Trauer ergriffen. Als ich nun über eine Wiese wanderte, da erschien mir die Jungfrau. Sie trug in ihrer Hand ein goldenes Gefäß in der Form eines Adlers; in jenem aber befand sich eine Steinphiole mit wundersam duftendem Oel. Und die Gebenedeete sprach: «Mit diesem Oel sollen von jetzt an die rechtmäßigen Herrscher Englands gesalbt werden, wenn sie mit Gottes Gunst regieren wollen. Du aber sollst es erst demjenigen König überreichen, der die Rechte der Kirche und ihrer treuen Diener achtet...»

Mag Becket nun selbst an diese Vision geglaubt haben oder nicht, jedenfalls tat die Schilderung dieser frommen Begebenheit ihre erwünschte Wirkung auf den König. Er gewährte Becket die Rückkehr nach England in der Hoffnung, mit dem Oel der Jungfrau Maria gesalbt zu werden.

Aber gar so schnell ließ sich Becket seinen Trumpf nicht aus der Hand nehmen. Erst mußte die volle Autorität der Kirche wieder hergestellt sein... ließ er Heinrich auf sein Drängen wissen.

Die kirchenfeindlichen Ratgeber des Herrschers scheuten sich nicht, dieses Verhalten als Erpressung zu bezeichnen, und da sie fürchten mußten, Heinrich könnte schließlich dem Erzbischof nachgeben, ermordeten sie ihn im Jahre 1170, knapp drei Monate nach seiner Rückkehr, in der Kathedrale von Canterbury.

*

Becket mag etwas vorhergesehen haben, denn er hinterließ seinen Vertrauten schon vor seinem Tode einen versiegelten Brief, der eine Spur zur Auffindung des Ortes enthielt, an dem die goldene Ampulle mit dem heiligen Oel sich befinden sollte.

«Ich habe», so stand in dem Testament des Ermordeten zu lesen, «die Ampulle dem Mönch Nicolaus des Klosters Sankt Cyprian zu Poitiers übergeben und ihn gebeten, sie in einer Kirche dieser Stadt zu vergraben.» Dann wurde der Wortlaut geheimnisvoller und unklarer: «Das heilige Oel im goldenen Adler wird gefunden werden, wenn auf Englands Thron wieder gottesfürchtige Könige regieren, und sein Auftauchen wird eine Epoche des Wohlstandes bedeuten. Der aber die Ampulle findet, wird ein Heide sein...»

Als Heinrich der Zweite vom Inhalt des Testaments erfuhr, ließ er sofort alle Kirchen von Poitiers nach dem heiligen Oel durchsuchen. Ohne Erfolg!

Zu gleicher Zeit aber erschien im Tower ein französischer Mönch, der behauptete, er sei der in Becket's Testament erwähnte Nicolaus, und er trage das heilige Oel bei sich. Der Hofbeamte, der den Fremden empfing, behauptete später, ein unbeschreiblich köstlicher Geruch habe in diesem Augenblick den ganzen Raum durchzogen. Er bat jedoch den Kuttenträger, am nächsten Tag noch einmal vorzusprechen, da der König auf Reisen sei.

Aber am nächsten Tag hartete Heinrich übergens auf die Wiederkehr des Mönches. Ebenso am übernächsten. Der König und mit ihm das ganze Land wartete Wochen und Monate. Bruder Nicolaus zeigte sich nicht wieder.

Hatten den Mönch Gewissensbisse gepackt? War er nach Frankreich zurückgereist, um die Ampulle nun gemäß dem Wunsche Becket's doch in einer Kirche zu vergraben?

Thomas Becket wurde heilig gesprochen, sein Grab eine Pilgerstätte.

Die Legende vom heiligen Oel aber ließ auch die kommenden Könige Englands nie ruhen. Im Volk hielt sich hartnäckig der Aberglaube, seinen Herrschern werde jedes Glück versagt bleiben, solange sie nicht mit dem heiligen Oel gesalbt seien.

Auch der «schwarze Prinz» endlich machte sich nach seiner Eroberung von Poitiers auf die Suche nach dem goldenen Adler. Ihn begleitete ein gefangener Maure, und diesem Heiden gelang es dann, die Weissagung Becket's zu erfüllen. Unter den Steinen der Eglise Saint-George entdeckte er die lang gesuchte Ampulle.

So endete dieser mittelalterliche Kriminalroman, in dem sich Mystik, politische Intrige und abenteuerliches Geschehen so eigenartig mischten.

(Fortsetzung Seite 634)

Ein gewagter Diebstahl

Als Heinrich der Fünfte in Agincourt die Streitmacht des Dauphin von Frankreich zertrümmerte, trug er auf seinem Haupte die Sankt Edwardskrone. Sie rettete ihm das Leben in einem Zweikampf mit dem Herzog von Alençon.

Ein gewaltiger Schwertschlag des Herzogs traf die Krone und splatete sie, aber das Haupt des Königs blieb unversehrt.

Auch Richard der Dritte trug seine Krone während der Entscheidungsschlacht auf der Ebene von Bosworth. Als der «Verbrecher auf dem Königsthron» tödlich getroffen zusammenbrach, rollte die Krone in den blutigen Schlamm des Schlachtfeldes. Der Earl of Derby hob sie auf und setzte sie auf das Haupt des siegreichen Heinrich von Richmond, der als Heinrich der Siebente den englischen Thron bestieg.

Und statt der Fanfaren von Westminster ertönten die Schreie der Sterbenden als Begleitmusik dieser seltsamsten aller englischen Krönungen.

So hatten den englischen Kronjuwelen schon mehrmals nach mänden Irrfahrten, Gefahren und völlige Vernichtung droht, als das Parlament Cromwells nach der Hinrichtung König Karls nun die unentrinnbare Zerstörung der Kronjuwelen anordnete.

Aber nicht lange dauerte das republikanische Zwischenstück. Einundzwanzig Jahre, nachdem er Kronen, Szepter, Schwerter eingeschmolzen hatte, wurde Goldschmied Robert Vyner von dem zurückgerufenen Sohn des hingerichteten Königs, von Karl dem Zweiten, mit der Anfertigung neuer Kronjuwelen beauftragt.

Und es entstanden unter den kundigen Händen des Künstlers die genauen Nachbildungen der zerstörten Originale.

Der Ring, der Rubin, die Oelampulle, der Oellöffel, die im Jahre 1649 verschwunden waren, wurden von Hehlern dem Goldschmied angeboten. Welche krummen dunklen Wege mochten sie in der Zwischenzeit gewandert sein . . . ?

Der Goldschmied schrieb für seine Bemühungen eine Rechnung von 20 000 Pfund aus, hatte aber, wie die Chroniken berichten, einige Schwierigkeiten, bezahlt zu werden.

Der alte Mann nun war in Bezug auf Schuldner von unerschütterlichen Ansichten. Mochte es sich auch um den König von England persönlich handeln, darin wurde kein Unterschied gemacht.

«Ohne Geld keine Ware!» lautete der Grundsatz Meister Vyners, der sich in diesem Fall über setzte:

«Ohne Geld — keine Krone!»
Und noch einen Tag vor der Krönungszeremonie weigerte er sich, die neuen Kronjuwelen herauszugeben. Es scheint jedoch dem so hochgestellten wie säumigen Zahler im letzten Augenblick gelungen zu sein, schließlich die Forderungen des prinzipienstarken Schmiedekünstlers zu befriedigen.

Die Krönung fand mit allem Glanz des neuen, wiedererstandenen Königums statt, und der Kronschatz wanderte in den Martinturm des Tower. Hinter Schloß und Riegel, in einem starken, lichtlosen Eisentresor schienen die Juwelen eine wohlverdiente Ruhe zu genießen. Sie dauerte aber nur knapp mehr als ein Jahrzehnt; denn im Jahre 1671 ereignete sich jener Zwischenfall, den die Historiker als den gewagtesten Einbruch der englischen Geschichte bezeichnen.

Zwanzig Jahre lang hatte der Medizinstudent Blood beinahe ohne Unterbrechungen in der Armee Cromwells gedient. Als die Trompeten bliesen, um das Volk zum Kampf gegen das Königshaus aufzurufen, warf der langaufgeschossene Bakkalaureus seinem Magister das scharfe, kleine Seziermesser vor die Füße, kaufte sich ein Schwert sowie eine Feuerwaffe und zog in den Krieg.

Es mögen viele kühne Männer in diesem bunt zusammengewürfelten Heerhaufen gekämpft haben, aber keiner besaß die Tollkühnheit dieses äußerlich so phlegmatischen Jünglings.

Blood machte seinem Namen Ehre. Ueber und über bespritzt mit dem warmen roten Menschenblut kehrte er aus jeder Schlacht ins Lager zurück. Wenn die Kameraden sich ausruhten, schlich er allein auf Patrouillengänge. Einmal pirschte er sich bei Nacht hinüber ins Lager der Königstreuen und erstach den Herzog von Nottingham, ein andermal erbot er sich, zwölf Gefangene durch Kopfschlägen hinzurichten. Ein unlösbares Feuer der Mordgier fraß in diesem Menschen.

Blood avancierte schnell zum Colonel. Er verfluchte den Tag, da der Bürgerkrieg ein Ende nahm und die Vorgesetzten ihn, vor dem sie selbst eine kalte, unheimliche Angst spürten, aus der Armee verabschiedeten. So war der Colonel gezwungen, sich an seine medizinische Vergangenheit zu erinnern. Um sein Leben zu fristen, ließ er sich als Arzt in London nieder. Nun mag es vielleicht auf dem Schlachtfeld als verdienstvoll gelten, Menschen zu töten, auf dem Operationstisch ist das nicht der Fall. Die Patienten, die in die Finger des Doktors Blood gerieten, erlitten meist das gleiche traurige Schicksal wie die Kriegsgesopfe des Colonel Blood, und da sich dies allmählich herumsprach, flohen die Kranken den blutigen Blood wie die Pest.

Der Colonel geriet in arge Geldverlegenheiten. Sein einziger Besitz war schließlich nur seine unverminderte Tollkühnheit. Und die beschloß er klein auszuwerten.

An einem lauwarmen Nachmittag des Monats Mai im Jahre des Herrn 1671 machte der achtzigjährige Wärter des Martinturms im Tower die Bekanntschaft eines äußerst liebenswürdigen Priesters, der augenscheinlich in der St. Johanskapelle seine Messe gelesen hatte und das Bedürfnis fühlte, auf der kleinen Holzbank Platz zu nehmen, die der Wärter ins hellgraue Licht dieses schönen Frühlingstages hinausgeschoben hatte.

Jaja, dieser Frühling!
Der alte Mann zog an seiner kurzen Pfeife, ließ den süßen Duft des Tabaks und der ersten Blüten an seiner Trinknase vorüberziehen und fragte Hochwürden an seiner Seite so im Scherz, was er von den Frauen hielte . . . Hochwürden tat, was ihm seine schwarze Priesterkleidung gebot, er ließ einen kleinen Sermon über die frommen Freuden einer rechtschaffenen Ehe in den lauen

schließen. Blood drückte ihn mit Gewalt nieder, während die Bögen der Krone knirschend nachgaben.

Einer der Kumpanen des Räubers packte den großen Reichsapfel, ein Zweiter begann gerade das Zepter in drei gleiche Teile zu zerhacken, da . . .

Da ereignete sich einer jener seltsamen Zufälle, die das Leben unwahrscheinlicher erscheinen lassen als jeder Roman.

Der Sohn des Schatzwärters war jahrelang fern von der Heimat in der flandrischen Armee Soldat gewesen. Endlich hatte er Urlaub erhalten und beeilte sich, den alten Vater zu besuchen.

Als der Sohn des Wärters den Martinsturm betrat, bemerkte er sofort, daß sich vier Fremde dort zu schaffen machten. Der Bursche schöpfte Verdacht und rief nach seinem Vater. Aus einer Ecke hörte er stöhnende Laute.

Da drängten schon die vier Unbekannten an dem unerwarteten Störenfried vorbei. Unter ihren Mänteln trugen sie die Krone; das zerbrochene Zepter ließen sie in der überstürzten Flucht zurück.

Der Wärter, von seinem Knebel befreit, schrie seinem Sohn ins Gesicht:

«Die Krone ist gestohlen! Die Krone ist gestohlen!»

DIE GEMEINSCHAFT DER KREATUR

**Willst du wahren Pfingstgeist atmen,
mußt du über Felder gehn.
Wo die Wolken dich umwittern,
Wald und Wiesen stumm erzittern
Und im Zwang der Säfte stehn.**

**Laß dich von der Kraft durchfluten,
die in allen Poren webt.
Alle Keime, alle Zellen,
sieh sie bauen, drängen, schwellen,
sieh, wie alles zeugend bobt.**

**Jede Kreatur ist göttlich,
ist erfüllt vom heil'gen Geist,
der in Mensch, Tier, Baum und Blume,
ja der kleinsten Ackerkrume
die Gemeinschaft Aller preist.**

JULIUS ZERFASS

Tag steigen, und so kam man schnell aufs Heiraten zu sprechen.

Der Wärter hatte allerlei zu klagen. Da sei seine Tochter. Ob sie schön sei? Nun ja, mit der Anna Boleyn — «sehen Sie, dort ist sie hingerichtet worden» — warf er mit einer deutenden Handbewegung ein, sei sie nicht zu vergleichen, aber immerhin . . . das Mädlein sei schon beinahe vierzig, sie komme ja aus den Mauern des Tower kaum heraus. Wie solle sie da einen rechtschaffenen Mann kennenlernen?

Hochwürdens Gesicht strahlte voll frommer Begeisterung.

«Oh, die gleiche Geschichte wie mit meinem Neffen. Denken Sie sich, der Junge ist so schüchtern . . .»

Das Ende dieser gemütlichen Morgenunterredung war, daß der Priester am 9. Mai um fünf Uhr morgens mit seinem Neffen an den Martinsturm kommen wollte. Vielleicht würde man eine schöne Ehe stiften zu Gottes Ehre und des Himmels Wohlgefallen.

Der Priester erschien pünktlich zur vereinbarten Stunde, aber er brachte keinen Neffen mit, sondern drei finster aussehende Gesellen, und sein Händedruck fühlte sich merkwürdig fest an. Plötzlich fuhr dem Greis die Faust des seltsamen Gottesmannes unter das Kinn und ehe er begriffen hatte, was vorging, lag er schon gefesselt in einer Ecke des Turms.

Blood, der falsche Priester, wand dem Ueberwältigten sein Schlüsselbund aus der Hand und näherte sich der Tür, hinter der er die Kronjuwelen vermutete. Das Schloß sprang auf.

Blood griff sofort nach der Königskrone und stopfte sie hastig in einen Holzkasten. Der Deckel wollte nicht

Sofort geriet der ganze Tower in Aufregung.

Verschlafene Soldaten, Diener, Wärter stürzten aus allen Gebäuden und liefen verworren durcheinander. In der Dämmerung gingen sie aufeinander mit den Waffen los, jeder der Meinung, im anderen einen Kronräuber vor sich zu haben.

Blood verstand diese Verwirrung auszunutzen. Mit der Krone unter dem Mantel mischte er sich unter die Menge und schrie selbst mit: «Haltet den Dieb!», indem er von sich weg auf die laufenden Schatten seiner Verfolger zeigte.

Einem Hauptmann der Leibwache hingegen schien das laute auffällige Gehaben dieses Mannes im Priestergewand verdächtig. Er trieb Blood zum Katherinewall und schnitt ihm den Rückweg ab, Blood hob ein Pistolet und feuerte auf den Verfolger. Aber seine sonst so sichere Hand versagte diesmal. Die Kugel pfiff vorbei. Der Hauptmann warf sich auf den Dieb. Blood mußte die Krone fahren lassen, um sich mit beiden Händen zu verteidigen. Still und erbittert rangen die beiden Männer. Zwischen ihren Füßen wurde die Krone hin- und hergestoßen.

Endlich kam Hilfe.

Als die Soldaten die Perlen und Diamanten sahen, die aus der Krone gefallen, da mitten auf der Erde lagen, kümmerten sie sich nicht um den verzweifelten Kampf ihres Hauptmannes, sondern stürzten sich auf die Juwelen, und es entstand eine wüste Prügelei.

Blood, der einsah, daß sein Widerstand vergebens war, ließ sich schließlich gefangen abführen.

Colonel Blood wurde vor Gericht gestellt. Er leugnete keinen Augenblick. Mit einem verwegenen Leuchten in den Augen sagte er zu den Richtern:

«Gewiß, es war ein wahnwitziges Unternehmen! Aber der Preis war Englands Krone!»

Der König selbst interessierte sich für die ungewöhnliche Persönlichkeit dieses tollkühnen Diebes. Blood wurde ihm gegenübergestellt. Der Colonel war — wie schon erwiesen — kein schlechter Menschenkenner. Er musterte Karl den Zweiten sehr genau und danach stand seine Taktik fest. Er würde diesem eiteln Schönling zu schmeicheln wissen. Er würde ihm auch ein wenig Angst einjagen.

So dachte Blood sich nun eine rührende Erzählung aus, wie er auf den Plan gekommen sei, die Krone zu stehlen.

An der Themse habe er gelegen, bei Battersea im Schilf. An nichts dachte er, als plötzlich ein Boot aufgetaucht sei mit seiner Majestät an Bord, und da habe ihn diese Größe, diese gewaltige Machtfülle des Königstums so tief beeindruckt, daß es ihm keine Ruhe mehr gelassen bei Tag und bei Nacht. Und da, da habe er den verruchten Plan gefaßt . . .

Karl war erschüttert von der Erzählung, wie seine bloße Erscheinung einen so tiefen Aufruhr im Innern eines unbescholtenen kaltblütigen Soldaten habe verursacht können, daß er auf den Weg des Verbrechens geriet.

«Lassen Sie mich nicht ins Gefängnis stecken», fuhr Blood fort, «denn . . .» Seine Stimme senkte sich, sein Vogelgesicht näherte sich dem König, «ich habe mächtige Verschworene.»

Karl prallte zurück.

«Wir sind durch Eid verbunden. Wir sind Tausende, und wenn einem von uns ein Leid geschieht, wird Majestät nie sicher sein vor Attentaten.»

Karl, der immer das grausige Schicksal des auf dem Schafot geendeten Vaters vor Augen hatte, ließ sich von dieser Drohung wirklich einschüchtern. Er begnadigte den Dieb und bewilligte ihm sogar eine Lebensrente. So hat der Soldat, der Arzt und Räuber seine Tage als Gutsherr beendet. Er vertrieb sich seine Zeit mit dem Abknallen von Spatzen und prahlte im Dorfe mit blutigen Heldenaten.

(Schluß folgt)